



Der Mäßigkeitsprediger Vater Theobald Mathew.



Seit längerer Zeit sind eben so einflussreiche als menschenfreundliche Männer bemüht gewesen, dem übermäßigen Genuß des Branntweins und namentlich der unter der niedern Volksklasse immer mehr überhandnehmenden Bällerei nach Kräften zu steuern; sie haben zu diesem Behuf Vereine gestiftet, deren Teilnehmer sich eidlich verbinden müssen, jenem Genuß zu entsagen; auch sind ihre Bemühungen keineswegs fruchtlos geblieben, wie dies die sowohl in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, als auch in verschiedenen Ländern Europas bestehenden zum Theil sehr zahlreichen Mäßigkeitsvereine zur Genüge beweisen. Nirgends aber scheinen diese Vereine, namentlich in den letzten Jahren, größere Verbreitung zu finden, als in England, Schottland und Irland, und unter den Männern, welche dort mit besonderem Erfolg dafür gewirkt haben und noch jetzt wirken, steht wohl keiner so ausgezeichnet da, als der gewiß den meisten Lesern, wenigstens dem Namen nach bekannte irländische Geistliche Vater Theobald Mathew, welcher kürzlich in London durch seine hinreißende Beredsamkeit Tausende bekehrte. Dieser Wohltäter der Menschheit ist, laut den Mit-

theilungen englischer Blätter, gegen fünfzig Jahre alt, ungefähr fünf Fuß groß, muskulös und kräftig gebaut, dabei aber keineswegs schwerfällig. Sein Körper scheint für angestrengte Thätigkeit und Strapazen ganz geschaffen zu sein. Den ganzen Tag über trägt er keine Kopfbedeckung, selbst in der glühenden Sonnenhitze. Seine Gesichtszüge sind mild, einnehmend und ausdrucksvoll; sein Auge ist schwarz und lebhaft, die Stirn nicht hoch, aber breit gewölbt, und der Kopf mit eisgrauem Haar bedeckt. Um die Augenwinkel zieht sich die Haut in zahlreichen Runzeln zusammen; den berebten Mund umspielt der Ausdruck heiterer Laune. Sein Anzug besteht in einem schwarzen Rocke, den er stets ganz zugeknöpft trägt, und der seine kräftigen Körperformen erkennen läßt, ferner in einem weißen Halstuche und einem Paar tüchtiger Stiefeln. Demnach entspricht also sein Äußeres keineswegs der Vorstellung, die man sich wohl von einem katholischen Missionair macht, dagegen dem Ideal jener Priester Irlands, die durch Klugheit, gute Laune und unermüdblichen Eifer in der Seelsorge eine unumschränkte Macht über das irische Volk erlangt haben. Sieht

er ein hübsches Mädchen oder eine hübsche Frau, so faßt er sie freundlich am Kinn und blickt ihr lächelnd ins Auge. Die Kinder streichelt er und die Männer redet er ihrem Stande und Aussehen gemäß an. Sein freundliches, wohlwollendes Benehmen, sein einfacher, ungezierter, an das Herz gerichteter, von der Aufrichtigkeit des Redners zeigender Vortrag macht Eindruck auf Jedermann und versammelt zahllose Zuhörer um ihn her. Eine große Abbildung, von einem Augenzeugen an Ort und Stelle entworfen, stellt den Vater Mathew dar, wie er von einer Tribune herab zu dem versammelten Volke spricht. Diese Versammlung fand unlängst in London, George Inn gegenüber, statt. Nachdem er eine eindrucksvolle Rede gehalten, ließ er diejenigen, welche in den von ihm gestifteten Verein aufgenommen zu werden wünschten, knieend das Gelübde

der Mäßigkeit, welches er ihnen vorsagte, ablegen, ertheilte ihnen seinen Segen und entließ sie hierauf, nachdem er noch zuvor die Stirn eines jeden Einzelnen der neuen Mitglieder berührt hatte. Wie ein Berichtstatter versichert, war seine Rede bei dieser Gelegenheit eben so einfach als ergreifend. Er schilderte der ihn umstehenden Menge die Nachtheile der Unmäßigkeit auf die anschaulichste Weise und webte dabei seinem Vortrag viele Anekdoten, theils komischen, theils tragischen Inhalts ein, auch dankte er der Londoner Presse für den Eifer und die Aufrichtigkeit, womit sie über sein Thun und Treiben Bericht erstattet. Der Erfolg seiner Predigt war glänzend; viele Tausende, Soldaten, Matrosen, Handwerker, nebst Weib und Kind, und auch sehr viele vornehme Herren und Damen traten im Verlaufe des Tages dem Vereine bei und legten den verlangten Eid ab.

Die Marschallin Brune.

(Fortsetzung.)

Die Tage der Genesung waren Tage der Seligkeit für Guillaume, denn er sah ja den ganzen Tag seine Wohlthäterin, der er gewiß das Leben verdankte, bei sich, er hörte ihre liebevolle Stimme und wurde von ihr liebevoll gepflegt, wie von einer Schwester. Mehr als ein Mal seufzte er aber auch bei dem Gedanken, daß seine Genesung rasch vorschreiten und sein Stück bald schwinden werde. Und wirklich, je weniger er der Pflege Angeliques, so hieß das Mädchen, bedurfte, um so seltener kam sie zu ihm, und um so mehr trat sie in die frühere Schüchternheit und Zurückhaltung zurück.

Endlich konnte der Verunglückte die Pflege der Wärterin gänzlich entbehren. Angelique meldete dies zwar erfreut, doch glaubte Guillaume durch diese Freude hindurch auch ein anderes Gefühl zu bemerken.

„Leben Sie wohl,“ sagte sie zu ihm, als sie sich anschickte, fortzugehen.

„Leben Sie wohl, Angelique. Aber sollen wir einander wieder fremd werden? Ist das möglich?“

„Es war so vor Ihrer Krankheit, und Alles muß wieder werden wie damals.“

„Soll ich den Dank vergessen, den ich Ihnen schuldig bin? Soll ich vergessen, daß ich Ihnen meine Gesundheit und mein Leben verdanke? Das verlangen Sie gewiß nicht; das können Sie nicht verlangen.“

Sie seufzte.

„Im Namen dieses Dankes, den Sie mir schuldig zu sein glauben,“ sprach sie, „verlassen Sie dieses Haus, vergessen Sie mich, und lassen Sie mich Sie vergessen, oder wir wollen an einander nur denken, wie man eines schönen Traumes gedenkt.“

„Ach, Angelique,“ entgegnete Guillaume ergriffen, „hat meine Liebe in Ihren Augen so wenig Werth, daß Sie mir nicht einmal erlauben wollen, sie zu gestehen?“

„Sprechen Sie nicht so! Sprechen Sie nicht so!“ rief das Mädchen aus; „lassen Sie mir meine Ruhe und meine Ehre.“

„Nein, ich werde mich von Ihnen nicht trennen; ich liebe Sie, Angelique, und Sie werden sich nicht weigern, die Frau dessen zu werden, der Ihnen das Leben verdankt. Ich bin zwar nicht reich, ich bin nur ein Arbeiter,“ setzte er hinzu, „aber ich werde noch thätiger und fleißiger werden als bisher, um Ihrer würdig zu werden. Angelique, sage nicht nein!“

Sie zog von ihrem Finger einen kleinen goldenen Ring und steckte ihn Guillaume an.

Am anderen Tage erfuhr das ganze Haus, daß Guillaume Brune die schöne Angelique heirathe, und daß er Alle, die ihm in seiner Krankheit beigestanden, zur Hochzeit zu laden gedente. Uebrigens lag in seinem Benehmen etwas Geheimnißvolles und Zurückhaltendes, das seine Braut sehr beunruhigte.

Endlich kam der Trauungstag; Guillaume führte seine schöne Braut zu dem Maire, und als er in einem Gasthause den versprochenen Hochzeitschmauß gegeben, begab er sich mit der jungen Frau in seine kleine Wohnung.

Alle Morgen früh ging er aus, wie er sagte, in seine Buchdruckerei, und immer kam er sehr spät zu seiner Frau zurück. Angelique fügte sich in diese lange Abwesenheit ihres Mannes, da sie in ihrem Stande gewöhnlich ist, und arbeitete fleißig.

Dieses stille Glück dauerte zwei ganze Jahre.

Eines Tages knicete endlich Guillaume in komischem Ernst vor seiner Frau nieder und bat sie um Verzeihung.

„Was soll ich Dir verzeihen?“ fragte sie lachend, indem sie ihn küßte. „Du machst mir wirklich bange.“

„Nimm meinen Arm,“ entgegnete er, „und folge mir.“

Sie ging, durch diesen Scherz sehr neugierig gemacht, hinunter und stieg in einen Fiacre, den Guillaume geholt hatte. Der Wagen brachte sie auf den sogenannten Königsplatz und hielt vor einem großen Hause.

Guillaume bot seiner Frau den Arm, ging mit ihr in die zweite Etage hinauf, führte sie in ein großes Zimmer, in welchem dreißig bis vierzig Personen versammelt waren, und sagte da feierlich:

„Meine Herren! Ich habe die Ehre, Ihnen meine Frau vorzustellen.“

„Ihre Frau!“ riefen einstimmig mit Erstaunen die Anwesenden aus.

„Ja, sie ist meine Frau, seit zwei Jahren meine Frau. Sie hat mir durch ihre Aufopferung das Leben gerettet, und glaubte, als sie mir ihre Hand gab, einen gewöhnlichen Arbeitmann zu heirathen. Hätte ich diese Idylle fortsetzen können, ich würde es mit Freuden gethan haben; aber das Jahr 1792 ist den Idyllen nicht günstig, und ich sehe mich vielleicht genöthigt, Paris mit dem General Henslentier zu verlassen, der mich als Capitain zu seinem Adjutanten ernannt hat. Ehe ich aber abreiste, wünschte ich meiner Frau den Namen, der ihr gebührt, und die Stellung zu sichern, die sie mit mir theilt. Meine Herren, mit Stolz spreche ich es vor Ihnen aus, wie glücklich ich mich fühle, eine Frau mit so edlem Herzen und so

hohem Verstande gefunden zu haben. Liebe Angelique,“ setzte er hinzu, indem er sich mit Rührung unterbrach, „küsse hier zum letzten Male den Schriftseher Guillaume. — Meine Herren, Madame Brune, wird von nun an die Honneurs in meinem Hause machen.“

2.

Angelique.

Zu Anfang des Octobers 1807 erschien ein Marschall des Reiches in den Tuilerien, um den Kaiser um eine Audienz zu ersuchen. Die Kammerherren hatten diesen Marschall kaum angemeldet, als der Kaiser befahl, denselben in sein Cabinet treten zu lassen. Er stand auf, um ihn zu empfangen, reichte ihm freundschaftlich die Hand und sagte:

„Marschall Brune, ich bin zufrieden mit Ihnen.“

Brune verbeugte sich tief bewegt, ohne ein Wort sprechen zu können, so groß war seine Freude und seine Rührung.

„Sie haben mir treu gedient,“ fuhr Napoleon fort; „ich will und muß Sie dafür belohnen.“

„Sire, ich habe so eben den glänzendsten Lohn empfangen, Ihren Beifall. Was könnte ich noch wünschen, als daß dieser Beifall mir nie fehlen möge? Ich gebe, um ihn zu erhalten, jeder Zeit gern mein Blut und Leben hin.“

„Sie würden mir also blindlings gehorchen, Marschall, welche Befehle ich Ihnen auch gäbe?“

„Ew. Majestät wissen, daß ich nie vorher überlegte, ehe ich gehorchte; habe ich nicht die Ueberzeugung, daß Sie mir nur Befehle geben können, die Ihrer und meiner würdig sind?“

„Nun wohl, Marschall; ich habe einen neuen Beweis dieses Gehorsams von Ihnen zu fordern.“

„Sire, ich werde Ihnen antworten, wie man eines Tages einer Königin antwortete: wenn es möglich ist, ist es so gut als geschehen; ist es unmöglich, so wird es geschehen.“

„Hören Sie mich wohl an, lieber Brune. Wir sind alle aus niedrigem Stande zu unsern hohen Stellungen emporgestiegen; wir sind die Söhne unserer Thaten und größer geworden, je höher wir stiegen. Leider war es nicht auch so mit denen, die uns umgeben. . . Der Ruhm erfordert oft schmerzliche Opfer; man muß, wenn es die Noth erfordert, selbst seine liebsten Neigungen hingeben können. . . Ich will ein Beispiel geben und alle die, welche eine wirkliche Zuneigung zu mir haben, müssen dasselbe nachahmen.“

„Ich habe nicht die Ehre, Ew. Majestät zu verstehen.“

Der Kaiser winkte dem Marschall näher zu treten, neigte sich an dessen Ohr und sagte leise zu ihm:

„Sie sollen meine Gedanken unter Allen zuerst erfahren, Marschall. . . Meine — Scheidung von Josephinen wird bald erfolgen.“

Brune wich, als er diese vertrauliche Mittheilung erhielt, lebhaft zurück, als habe er eine Schlange vor sich gesehen.

Napoleon fuhr fort, ohne, wie es schien, die Unruhe dessen zu bemerken, der ihn anhörte:

„Josephine kann mich nicht zum Vater machen und dann muß ich auch meine Gewalt durch ein hohes Bündniß befestigen; die Tochter des Kaisers von Oesterreich wird meine Gemahlin werden.“

„Ich werde mir nie erlauben, Ew. Majestät einen Rath zu ertheilen, wenn Sie mich nicht über meine Ansichten zu befragen geruhen; indefs . .“

„Sie haben Recht,“ unterbrach ihn Napoleon, „ich verlange keinen Rath, sondern Gehorsam gegen meine Befehle . . Ich wünsche, daß Sie meinem Beispiele folgen, Marshall. Eine Verbindung mit meiner eigenen Familie soll Sie für Ihre Dienste belohnen. Ihre jetzige Ehe wird leicht zu lösen sein, denn Sie haben eine Wäscherin geheirathet und ich weiß, daß einige gefegliche Formalitäten, die nicht genau beobachtet wurden, diese Verbindung leicht zu trennen erlauben.“

„Sire,“ antwortete der Marshall, „ich habe eine Frau geheirathet, die ich liebe und achte. Wenn ich wüßte, daß meine Verbindung mit ihr irgend etwas Illegales hätte, würde ich mich beeilen, sofort die Formfehler zu beseitigen.“

„Ach!“ fiel der Kaiser ein, indem er aufstand, „so achten Sie meinen Willen und eine Verbindung mit meiner eigenen Familie?“

„Sire, mein Leben gehört Ihnen, nicht aber meine Ehre. Ich würde mein Blut für Sie hingeben, nie aber gegen meine Pflicht handeln.“

„Und wer spricht davon, daß Sie gegen Ihre Ehre und Ihre Pflicht handeln sollen? Handele ich gegen Ehre und Pflicht, da ich das thue, was ich Ihnen vorschlage?“

„Nein, Sire, aber Sie wollen eine Ihnen ganz ergebene Gattin verstoßen, um sich mit der . .“ Er vollendete nicht.

„Fahren Sie fort.“

„Um sich mit der Tochter eines Ihrer Feinde zu vermählen.“

Napoleon machte eine zornige Bewegung; der Marshall verbeugte sich und schickte sich an, sich zu entfernen. Ein Wink rief ihn zurück.

„Sie sind sehr rasch und entschieden, wenn es gilt, mir ungehorsam zu sein und mich zu tadeln. Sie würden wohlgethan haben, wenn Sie eben so gehandelt hätten, als die beleidigenden Ausdrücke des Königs von Schweden über mich zurückzuweisen waren. Eine solche Handlungsweise würde auch am Orte gewesen sein bei der Capitulation in Bezug auf die Insel Rügen. Wenn Sie in Rücksicht auf Ihre Ehre so empfindlich sind, warum ließen Sie in Ihrer Capitulation die Aufzählung der Titel Ihres Herrn weglassen? Wenn Sie so streng auf Ihre Pflichten halten, warum nahmen Sie ein Geschenk von den Hansestädten an?“

„Wie, Sire!“ rief Brune aus; „Sie haben auf die Beschuldigung meiner Feinde gehört? Zum Glück kann ich mich durch eine kurze Erklärung rechtfertigen.“

„Ich werde sie nicht anhören; ich werde nichts anhören als Ihr Versprechen, mir zu gehorchen.“

Der Marshall kämpfte seine Aufregung nieder und nahm eine feste Haltung an. Der Kaiser sah ihn fest an und sein Gesicht erbleichte.

„Ich befehle, Herr Marshall, daß Sie sich in das Scheldesdepartement begeben und in Gent die Operationen des Wahlcollegiums leiten. Sie werden noch heute abreisen, um Ihre Pflicht zu erfüllen,“ setzte er mit ironischer Betonung der letzten Worte hinzu.

Der Marshall Brune gehorchte und reiste nach Gent ab.

Als er nach Paris zurückkam, erbat er sich eine Audienz bei dem Kaiser, um Rechenschaft von seiner Sendung abzulegen. Die Audienz wurde ihm verweigert.

Diese Ungerechtigkeit Napoleons gegen einen seiner treuesten Soldaten war für den Marshall Brune sehr schmerzlich; doch ertrug er sie ohne Schwäche als Mann von Ehre, der weiß, daß er unverdient leidet. Er zog sich auf das Schloß Saint Just bei Brives zurück und beschäftigte sich eifrig mit dem Landbaue, der sein Vermögen verbesserte, das bei Weitem nicht so bedeutend war, als es seine Feinde dem Kaiser geschildert hatten, denn er besaß kaum ein jährliches Einkommen von 16,000 Francs. Er wurde der Wohlthäter der Umgegend und trug durch seine Thätigkeit und sein Beispiel viel dazu bei, den Ackerbau zu verbessern, der noch sehr schlecht betrieben wurde. Die ihm freibleibende Zeit widmete er literarischen Arbeiten und er begann unter anderm eine Uebersetzung des Rückzugs der Zehntausend von Xenophon, die er mit erklärenden Anmerkungen und Erläuterungen begleitete.

Die Marshallin unterstützte ihren Gemahl bei allen seinen Unternehmungen und trug viel dazu bei, ihm die Verbannung minder fühlbar zu machen. Brune hatte seiner Frau die wahre Ursache seiner Ungnade nie gestehen wollen, aber sie errieth dieselbe und die Liebe und Aufopferung ihres Mannes steigerten die Achtung noch, welche sie für ihn fühlte. Sie war klein und ziemlich voll. In ihrem Benehmen zeigte sich wohl etwas Gespreiztes, aber nur in geringem Grade und es läßt sich dies wohl aus dem Bestreben erklären, als hochgestellte vornehme Dame die Gewohnheiten der Wäscherin vergessen zu lassen. Uebrigens hatte sie sich in ziemlich hohem Grade die Bildung erworben, die ihr gefehlt hatte; sie las und studirte fleißig, umgab sich mit unterrichteten Personen und machte sich dadurch des hohen Ranges würdig, den sie einnahm. Noch mehr aber empfahl sie ihre Herzengüte, ihr Wohlwollen und ihre Liebe zu dem Marshall.

(Beschluß folgt.)